



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

haftig nicht im deutschen Interesse lag, allerdings ein Ergebnis gehabt, das zum Vorteile Deutschlands ausgeschlagen ist. Frankreich hat sich an Rußland gebunden, und Rußland will heute keinen Krieg in Europa, sondern etwas ganz anderes: die Ausbreitung und Befestigung seiner Macht in Asien. Damit aber schwindet für Deutschland die Kriegsgefahr im Westen. Ja noch mehr. Seitdem es der deutschen Politik gelungen ist, das gute Verhältnis zu Rußland wieder herzustellen, zeigt sich die Möglichkeit, durch Rußlands Vermittlung zu einem Einvernehmen mit Frankreich und somit zum Zusammenschluß der festländischen Großmächte zu gelangen. Das ist offenbar das Ziel, das Kaiser Wilhelm II. seit Jahren mit zäher Geduld verfolgt. Wir haben seitdem das Gefühl, daß die Leitung der auswärtigen Politik des Reichs in festen Händen ruht und unsre Interessen mit ruhigem Nachdruck zur Geltung bringt, soweit es die Mittel gestatten, die uns zur Verfügung stehen. Daß diese Mittel für die Wahrung unsrer Weltinteressen noch bei weitem nicht dem entsprechen, was Deutschland leisten müßte und könnte, das allein hemmt unsre Regierung; es ist also die allernächste und dringendste Pflicht, ihr das zur Verfügung zu stellen, was sie zur Lösung ihrer unabweislichen Aufgaben bedarf: eine Kriegsflotte, die uns in den großen Zukunftsentscheidungen bündnisfähig macht.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Genossen in Hamburg. Durch ihre thörichten revolutionären Phrasen, durch die selbstbewußte Proklamation des „Weltfeiertages der Arbeit,“ durch die lächerliche Unmaßung, mit der sie die bürgerlichen Arbeiterfreunde von oben herab als Vertreter eines überwunden und wissenschaftlich nicht mehr zulässigen Standpunktes behandeln, durch den Grimm, mit dem sie sich im Sommer 1895 gegen die große Nationalfeier gestemmt haben, haben die Sozialistenführer sich und den sozialdemokratischen Arbeitern eine Reihe derber Züchtigungen zugezogen, die ihre Wirkung nicht verfehlen, wie man aus den Hamburger Verhandlungen ersieht. Der Genosse Stolten konnte die Aufhebung des unausführbaren Beschlusses wegen der Arbeitsruhe am 1. Mai beantragen, ohne hinausgeworfen zu werden. Schippel konnte in den Verdacht kommen, Kanonen bewilligt zu haben, und durfte eine etwaige Bewilligung, deren er sich allerdings nicht schuldig gemacht haben will, sogar rechtfertigen, und die Berliner Genossen, ja die meisten Mitglieder der Reichstagsfraktion konnten auf seine Seite treten, ohne daß sie exkommuniziert worden wären. Liebknecht erklärte sich sehr entschieden gegen die revolutionären Phrasen; Bebel gestand offen, daß er kein zweites Sozialistengesetz erleben möchte,

daß aber die Gefahr eines solchen vorhanden sei. Deswegen wollte er nicht, daß dem recht bürgerlich-kapitalistisch anmutenden Streite zwischen dem Vorwärtsbuchhändler Fischer und seinem der Produktion von Schundliteratur beschuldigtem Konkurrenten Hoffmann durch „Vergesellschaftung“ der sozialistischen Verlage ein Ende gemacht werde, weil da der Staat sehr leicht die darin steckenden Kapitalien konfiszieren könnte. Die Besorgnis vor der Einführung des neuen sächsischen Wahlrechts im Reiche endlich und vor einem neuen preußischen Vereinsgesetze bewog die Genossen, sich sehr ernstlich mit der Frage zu beschäftigen, wie weit man einzelne Fraktionen der verdammten „einen reaktionären Masse“ begnadigen und sich mit ihnen bei den Wahlen zum Reichstag und zum preußischen Landtage vertragen dürfe, und unberücksichtigt verhalte die Klage der prinzipientreuen unter den Genossen, man rutsche immer tiefer in den bürgerlichen Sumpf hinein.

Die Dinge sind eben stärker als die Prinzipien, und die Dinge gestalten sich anders, als Karl Marx vor fünfzig Jahren beim Anblick der englischen Zustände vermuten durfte. Von dem großen Kladderadatsch, den Bebel für dieses selbe Jahr 1897 vorausgesagt hat, wo er sich so bescheiden eine durch Ausnahmegeetze nicht mehr gestörte Ruhe für seine alten Tage wünscht, ist England heute viel weiter entfernt als vor fünfzig und noch vor vierzig Jahren, und bei uns in Deutschland hat er überhaupt noch nicht gedroht. Von der großartigen Vorbereitung des Zukunftsstaates bleibt vorläufig nichts übrig als die politische Organisation eines bedeutenden Teiles der Lohnarbeiter, die diesen nützen kann, wenn sich die Führung klug in die Zeiten schießt und Dummheiten, wie die bisher begangnen, in Zukunft meidet. Dazu gehört zu allererst, daß sie sich ohne Vorbehalt auf den Boden der tatsächlich und gesetzlich bestehenden bürgerlichen Ordnung stellt, und daß sie ihre Stärke richtig abschätzt. Die Lohnarbeiter, die nichts als Lohnarbeiter sind (es giebt auch viele ländliche Besitzer und Besitzersöhne, die zeitweise um Lohn arbeiten, ohne je ganz von der Lohnarbeit abhängig zu werden), sind den bürgerlichen Parteien gegenüber die schwächern sowohl der Zahl als auch den geistigen und den materiellen Machtmitteln nach. Eine in jeder Hinsicht schwächere Partei kann aber nichts erreichen, wenn sie mit dem Kopfe durch die Wand will; es bleibt den deutschen Arbeitern nichts übrig als den Weg zu beschreiten, auf dem ihre englischen Brüder ansehnliche Erfolge gehabt haben. Sie müssen sich mit den bürgerlichen Parteien in ein leidliches Einvernehmen zu setzen suchen und müssen, die Konjunkturen ausnützend, sich bald mit dieser, bald mit jener verbünden, die ihnen am meisten verspricht. Sobald sie etwas bieten, d. h. über Mandate zu Gunsten der einen oder der andern Partei verfügen können, sind sie auch in der Lage, ihre Wahlverbündeten zur Erfüllung der übernommenen Verpflichtungen zwingen zu können. Und sie müssen zu einer auswärtigen Politik drängen, die den Wohlstand der Nation und dadurch auch die Lage der Lohnarbeiter zu heben verspricht, und müssen, wenn die Regierung eine solche Politik einschlägt, sie darin unterstützen.

Deutsche Sozialisten, die in England leben und die dortige Entwicklung mit Verstand beobachten, kommen denn auch allmählich zur richtigen Einsicht. Wir haben schon bei einer frühern Gelegenheit erwähnt, daß einer von ihnen, Eduard Bernstein, in der „Neuen Zeit“ daran arbeitet, den Doktrinarismus der Marxisten zu zerstören. Auch in Nr. 2 des eben begonnenen neuen Jahrgangs finden wir wieder einen recht verständigen Artikel von ihm. Er wendet sich darin gegen die Schrulle, daß die jungen Leute aus dem Arbeiterstande bis zum fünfzehnten, sechzehnten oder gar, wie einzelne Narren wollen, bis zum zwanzigsten Jahre an die Schulbank gefesselt werden sollen, und daß es während dieser ganzen langen

Zeit verboten sein soll, sie mit Arbeiten für den Broterwerb zu beschäftigen. Er führt unter anderm aus, daß sich bei den meisten Knaben im vierzehnten Jahre Widerwille gegen das Bücherwesen einstelle, daß körperliche Arbeit eine Wohlthat für ihren Leib wie für ihre Seele sei, daß die Verbindung von Schule und Handarbeit in der Übergangszeit sehr wohlthätig wirke, daß dagegen die in der Schule selbst, nicht zum Zweck des Erwerbes, betriebnen Übungen in der Handfertigkeit nur eine schädliche Spielerei seien. Wer von den Handarbeitern sich zu höherm berufen fühlt, meint er, der möge sich das Wissen, nach dem er hungert, als Autodidakt erwerben. Was in unsern Gesezen und Einrichtungen solchem Streben im Wege stehe, das allerdings müsse hinweggeräumt werden. „Die Thüren zum Tempel der Wissenschaft sollen jedem offen stehen, der Lust und das Zeug zum Studiren hat; die Volksschule soll verbessert, die Zeit und die Gelegenheit zur Weiterbelehrung für alle vermehrt werden. Daß aber die Grundsätze der Gleichheit schmählich verletzt würden, wenn nicht alle Proletarierkinder von Staats wegen genötigt werden, die Schulbänke solange zu drücken, wie die Bourgeoisikinder es oft nur der Thorheit ihrer Eltern wegen thun müssen, daß der Sozialismus allgemeines und gleiches Brillentragen erheische, das vermag ich nicht einzusehen.“ Wenn solche Leute in der Partei das Übergewicht gewinnen, dann wird sich mit den Sozialdemokraten reden und unterhandeln lassen.

Warum ist Christus verurteilt worden? Ein Grenzbotenleser schreibt uns, daß er mit den Betrachtungen über Religionsunterricht in Heft 30 bis 32 einverstanden sei, aber sich doch einen, wenn auch in Beziehung auf das Ganze unwesentlichen Irrtum zu berichtigen gedungen fühle. Er findet die Bemerkung auf S. 264 falsch: „Von seinen Zeit- und Volksgenossen ist denn auch Christus vollkommen richtig verstanden worden; sie haben erkannt, daß seine Lehre ihre bürgerliche Ordnung in Gefahr bringe, und stimmten dem Kaiphas bei, der meinte, es sei besser, daß ein Mensch für das Volk sterbe, als daß das ganze Volk zu Grunde gehe. Die Anklagepunkte, auf die hin Christus verurteilt worden ist, waren nur Vorwände, der eigentliche Grund wurde nicht ausgesprochen.“ In seinem Schreiben führt der Einsender aus, daß die Vornehmen und Gebildeten des Judenvolks, die im Hohen Rat ihre Vertretung hatten, mit Recht gesürchtet hätten, die fanatischen irdischen Messias Hoffnungen des Volks, die von Johannes dem Täufer geteilt, von Christus zwar bekämpft aber doch gegen seinen Willen genährt worden seien, würden zum Aufruhr gegen die Römer und zur Vernichtung des Judenstaats durch die römische Übermacht führen. Aus diesem Grunde hätten sie auf seinen Untergang hinarbeiten müssen. Sie hätten freilich ihr Ziel nicht erreichen können, wenn nicht auch die pharisäische Demokratie gegen Jesus aufgebracht gewesen wäre durch dessen Angriffe auf die von den Schriftgelehrten gepredigte Gesezesgerechtigkeit; damit sei die Möglichkeit gegeben gewesen, den Mann, dem man aufrührerische Bestrebungen nicht nachweisen konnte, als Sabbathschänder und Gotteslästerer zu verurteilen.

Der Verfasser der Betrachtungen über den Religionsunterricht bemerkt hierzu: In manchen Einzelheiten, z. B. in seiner Charakteristik des Täufers, vermag ich Herrn W. nicht beizustimmen. Im ganzen hat er darin Recht, daß die Furcht der Einsichtigen vor einer möglichen gegen die Römer gerichteten Volksbewegung und die Erbitterung der Rabbiner über die Polemik Jesu gegen ihre Auffassung der Religion Triebfedern gewesen sind, die zur Verurteilung mitgewirkt haben. Aber diese Triebfedern und Gründe schließen den von mir angegebnen Grund nicht

aus, er ist vielmehr ihre gemeinsame Wurzel. Was sich in der Furcht vor den Römern wie in der Erbitterung der gekränkten privilegierten Lehrszeit und in der Wut der Massen über ihre getäuschten Messias Hoffnungen äußerte, das war doch eben das weltliche, das irdische Interesse, und dieses würde Jesus umgebracht haben, auch wenn die politischen Verhältnisse ganz anders gewesen wären. Oder vermag wohl irgend jemand zu glauben, daß Jesus zu irgend einer andern Zeit, in irgend einem andern Lande, unter irgend welchen andern politischen Verhältnissen etwas anderes gepredigt haben würde als das ausschließliche Streben nach dem Reiche Gottes, Gleichgiltigkeit gegen die irdischen Interessen, Verachtung des Reichthums? daß er die nach Reichtum und Macht strebenden Großen und die Generalpächter der Frömmigkeit und Gerechtigkeit (Sittlichkeit nennt man's heute) glimpflicher behandelt haben würde, und daß die Herrschenden durch solche Lehren sich nicht gekränkt und die bürgerliche Ordnung nicht bedroht erachtet haben würden?

Modernstes in Dichtung und Stil. Die „modernsten“ Dichterjünglinge, die von der Gegenwart Bewunderung fordern für erhabne Werke, die sie vielleicht dereinst zu schaffen die Güte haben könnten, scheinen auch in Wien üppig zu wuchern. Darauf läßt ein dort (nicht im Buchhandel) erschienenenes Büchlein schließen: „Hinter dem Leben,“ dessen leider ungenannter Verfasser das Kunststück vollbracht hat, zu parodiren, was schon Parodie ist. Dichter mit erfundenen, aber in Wien offenbar leicht kenntlichen Namen bieten da selbstgefällig ihr Unkraut dar, und auch wer nichts von den verspöttelten Originalen weiß, muß an dem Spott über die ganze Gattung seine helle Freude haben. Wir erfahren da, daß Gynastasten, die einen andauernden Abscheu gegen alles Lernen an den Tag legen, die stundenlang dazitzen können ohne zu sprechen, ja ohne etwas zu denken, mit voller Sicherheit als angehende Dichter zu erkennen sind. Sie haben selbstverständlich grenzenlose Verachtung für alles, was vor ihnen gedichtet worden ist, und für Menschen, wie einer aus der Gilde gesagt haben soll, „die Schiller und die Gartenlaube lesen.“ Die Dichter sind, wie nicht erst versichert zu werden braucht, Naturalisten und wählen gleich ihren malenden Gesinnungsgegnossen ihre Stoffe am liebsten aus dem Bereiche, für den man in Zeiten der Unbildung den Ausdruck hatte, „was sich nicht singen und sagen läßt.“ Doch werden Berührungen mit der Reinlichkeit nicht grundsätzlich vermieden, wenn es wahr ist, daß ein besonders hervorragender Poet ein Drama „Die Nagelschere“ vollendet hat und an einem zweiten „Die Zahnbürste“ arbeitet. Den althergebrachten Dichtungsformen müssen sie so viel als möglich aus dem Wege gehen, doch haben sie dem Jean-Paulschen Streckverse neues Leben verschafft. Proben aus „Hinter dem Leben“ mitzuteilen müssen wir uns versagen, weil „Nachdruck verboten“ ist. Hoffentlich entschließt sich der Verfasser zu einer neuen, allgemein zugänglichen Auflage, und für eine solche erlauben wir uns ihn auf einen Punkt aufmerksam zu machen. Er scheint für seine Vorbilder auch den originellen Stil als eigne Erfindung in Anspruch zu nehmen. Das wäre ein Irrtum. Das Aneinanderreihen von zerhackten Sätzen und Satzteilen, die der geneigte Leser in logische Verbindung zu bringen versuchen darf — diesen angenehmen Mixed-pickles-Stil haben sie „keinem geringern“ als Professor Herman Grimm in Berlin entlehnt. Jede Verkündigung des großen Litteratur- und Kunstgelehrten, ohne den Deutschland weder für Shakespeare, noch für Raffael, noch für Goethe Verständnis haben würde, verschafft uns ja neues stilistisches Ergötzen. So darf man in den neuesten Aufsatz Grimms „Zum siebzigsten Geburtstag Arnold Böcklins“ blind hineingreifen und wird immer

Brillanten ergreifen. Zum Beispiel (Deutsche Rundschau S. 54): „Bunte Phantastiebilder auszuteilen, wie man Kindern farbenbesprenkeltes Spielzeug schenkt, scheint Böcklins liebste Arbeit zu sein. Frische Fische, gute Fische. Immer lebendige Ware, die im durchsichtigen Wasser glitzernd durcheinander zappelt. Großer Wände braucht es nicht. Wir sind heute in Betreff des fröhlichen Kunstgenusses auf Krankenkost gestellt. Die neuesten symbolischen Malereien haben etwas Wehmutsvolles, Zahnweherfülltes. Lachen, zu dem man geprügelt wird. Früher waren wir unbefangener.“ Und so fort ohne Ende! Oder sollte Professor Grimm ein Schalk sein, den grünen Stilkünstlern einen Spiegel vorhalten wollen? Dann wäre er mißverstanden worden, wie schon so häufig.

Hurra! In den letzten Wochen und Monaten ist wieder sehr viel gehurra worden. Se. Majestät der Kaiser hurra! Se. königliche Hoheit der Prinzregent hurra! — anders wird ja ein Trinkpruch kaum mehr geendet. Was soll das eigentlich heißen? Jedes gesunde und natürliche Sprachgefühl wird verletzt durch solche Rufe, und es mag gleich hier vorausgeschickt werden, daß den Verfasser dieser Zeilen nicht bloß die Verletzung seines eignen Sprachgefühls, sondern wiederholt vernommene Äußerungen des Befremdens und des Mißfallens aus dem Munde ganz schlichter Leute aus dem Volke zu dieser Besprechung veranlaßt haben.

Zum Ausdruck jedes Gedankens gehört ein Zeitwort. Nicht der geringste Gedanke läßt sich ohne Zeitwort sagen. Fehlt in einem Satze das Zeitwort, so fehlt es nur äußerlich — im Geiste ist es stets zu ergänzen. Wenn ich einem zurufe: Maus! oder: Thüre zu! so ist zu ergänzen: Geh! Mach! Wenn ich einem auf die Frage: Wann bist du zurückgekommen? antworte: Gestern — so ist zu ergänzen: bin ich zurückgekommen. Ebenso war, wenn man früher und noch bis vor kurzem einen Trinkpruch mit dem Rufe schloß: Se. königliche Hoheit der Prinzregent hoch! zu ergänzen: lebe! An die Stelle des lateinischen Zurufs: Vivat! der im siebzehnten und achtzehnten, ja hie und da noch in unserm Jahrhundert Mode war, war schon im achtzehnten der deutsche Zuruf: Er lebe! getreten, und zu diesem einfachen: Er lebe! wurde dann hoch! hinzugefügt, zunächst aus dem ganz äußerlichen Bedürfnis nach einem einsilbigen Worte, das sich nach Belieben ausdehnen, auf dem sich beim Zuruf verweilen läßt. Daneben hat ja nun das hoch! auch einen ganz hübschen Sinn; nicht Rang oder Stellung soll damit bezeichnet sein, nicht Reichtum oder Äppigkeit, wie in den Redensarten: auf hohem Fuße leben, oder: es geht hoch her, sondern mit dem Zuruf: Er lebe hoch! übertragen wir gleichsam die fröhliche, gehobne Feststimmung der Gesellschaft auf das Leben des Gefeierten, wir wünschen gleichsam, daß sein Leben wie ein fröhliches Fest verlaufen möge — leicht, ohne Druck, ohne Kummer, ohne Sorgen. Das ist etwas gesucht, näher läge natürlich der Ruf: Er lebe lange! oder: Er lebe glücklich! Aber das läßt sich eben im Chor so wenig rufen wie das einfache: Er lebe! es würde ein häßliches Durcheinanderschreien ergeben, während sich auf den langgezogenen Ruf: Hoooch! Und nochmals Hoooch! Und abermals Hoooch! ein ganzer Chorus leicht vereinigen kann. Die Hauptsache aber ist und bleibt: ein solches Hoch oder Lebehoch besteht aus einem vernünftigen Satz und enthält einen vernünftigen Gedanken.

Was soll man sich aber darunter denken, wenn gerufen wird: Se. königliche Hoheit der Prinzregent hurra? Auch Hurra ist ja keineswegs eine bloße „Intejktion“ wie etwa O! Ach! Au! Gi!, sondern es ist ein aus einem tonmalenden (onomatopoeitischen) Verbalstamme gebildeter imperativischer Zuruf. Es ist genau

so gebildet wie hola. Mit Hoola! rief, wer an ein Flußufer gekommen war, den Fährmann herüber. Hool! Hool mich! Hool über! — dafür rief man hoolaaa!, wiederum, wie bei hoooch! um eine klangvolle Silbe zu haben, auf der man beim Rufe verweilen kann. Ganz dasselbe wie hola! ist halo! denn in beiden Formen, als holen und als halen, kommt das Verbum in der ältern Sprache vor. Wer das a im Stamme bewahrte, griff beim Zuruf in der Endung zum o, wie auch in Feurio! Betermordio! Für gewöhnlich aber wurde ein langgedehntes a zur Bildung solcher Rufe verwendet, wie in trinkä, trine — nu hoerä, degen hère — bei Walthar von der Vogelweide: bekêrâ dich, bekêro usw. Genau so ist hurra aus einem Verbalstamm gebildet, der — nun was denn bedeutet? Braucht man es wirklich noch zu sagen? Frage sich doch jeder, wo im Leben wirklich ein sinnvolles Hurra! gerufen wird. Wo anders als beim Gehen, Vorwärtsstürmen, Draufgehen! Und dort gehört es hin, nirgends anders. Mit Hurra, hurra, hurra, schnurre, Mädchen, schnurre malt Bürger die rasche Bewegung des Spinnrades. Und Hurra, hurra, hopp hopp hopp! ging's fort in saufendem Galopp — heißt es in seiner „Lenore.“ Das hat Sinn. Wenn aber ein hoher Herr, friedlich in seinem Wagen sitzend, in eine Stadt einfährt, und das Volk schreit ihm überall Hurra! entgegen, so möchte ihm doch angst und bange werden. Und vollends wenn eine Tischgesellschaft einen aus ihrer Mitte ehren und feiern will, und sie nennt seinen Namen und schreit dann: Hurra, hurra, hurra! so kann doch der also „Gefeierte,“ wenn er noch einigcs Sprachgefühl im Leibe hat, nicht anders denken als: Um Gottes willen! Jetzt kommt die ganze Bande über Tische und Stühle, Teller und Gläser auf mich losgestürzt! Es ist aber auch grammatisch anstößig. Denn der Name des Gefeierten wird doch in der dritten Person genannt, mit dem Ruf Hurra! aber feuert man sich selbst und seine Genossen zur Eile an. Es fehlt also jedes Prädikat.

Wenn dieses Hurrarufen in Trinksprüchen keine geschmacklose Mode ist, dann giebt es keine. Woher sie stammt? Doch wohl aus militärischen Kreisen, dort hat sie auch die meiste Verbreitung, sie macht aber auch in bürgerlichen Kreisen schon Fortschritte — natürlich, wer will denn gern zurückbleiben! — Möchten doch die „Maßgebenden“ die häßliche, wirklich barbarische Mode recht bald wieder fallen lassen.



Litteratur

Nationalökonomische Schriften. Über die wirkliche Entstehung der Kapitalien will uns Dr. jur. Oskar Furnitschek in einer 1897 bei Puttkammer und Mühlbrecht in Berlin erschienenen Schrift belehren. Zwar bezeichnet er sie im Untertitel nur bescheidenlich als „Vorarbeiten“) zur Entkräftung sozialistischer Theoreme,“ aber die Darstellung ist doch so gehalten, daß man sieht,

*) Die Mehrzahl scheint anzudeuten, daß dieser Schrift noch mehrere ähnliche folgen sollen.